

Die Malereien im Mittelschiff

Grundsätzliches von Loeki Häger-Hogerland (Hochstadt, Luisantring 44)

DIE KIRCHE ALS TRÄGERIN PFLANZLICHEN SCHMUCKS:

Von den ersten Anfängen im frühen Mittelalter an waren Kirchengebäude nicht nur Zweckbauten. Die Kirche war auch immer Trägerin pflanzlichen Schmucks. Die Kirchen wurden geschmückt von Steinmetzen, Holzschnitzern, Wand-, Glas- und Tafelmalern, Goldschmieden und Nadelkünstlern. Tiere und Pflanzen umhüllten Kapitelle und Konsolen, zierten Baldachine, Säulen und Gewölbesteine. Sie breiteten sich aus in den Bogenfeldern über dem Türsturz, auf den Schrägen der Giebel als Kriechblume und dekorierten als Kreuzblume die Turmspitzen der Fialen (kleine frei stehende Säulen).

Die Frühzeit der mittelalterlichen Baukunst wird von stilisierten Pflanzen beherrscht: Akanthus, Zungenblatt, Palmetten, Palmettenfächer, Wellenranken und Rankenbaum. Der Rankenbaum war identisch mit dem Garten Eden. Er war im Kirchenbau Zeugnis eines Menschenbildes, das alle seine Nahrung aus den Verheißungen des Glaubens und sein volles Verständnis des Lebens aus den Lehren der Kirche zog. Reich gefiederte Blätter verzweigen sich in Spiralen, fallen in schweren Bündeln herab oder wachsen als Geflechte aus Bändern hervor. Blätter waren Füllmaterial und Bindeglieder zwischen den Blumenmotiven. Sie mußten daher nicht naturgetreu ausgeführt werden. Nur Weinranken und Weinblätter wurden genau nach der Natur wiedergegeben.

In der späteren Zeit aber blühen an Pfeilern und Pforten nun Bäume, Sträucher und Blumen. An die Stelle phantastischer Figuren sind Früchte getreten, naturgetreue Blätter, Zweige und Äste, also botanisch genau bestimmbare Pflanzen. Sie dürfen sich wie in der Natur spielerisch ausbreiten: Birnbaum, Eiche, Ölbaum, Maulbeer, Feige, Efeu, Hopfen, Zauberrübe, Ackerwinde, Hahnenfuß, Beifuß, Hasel, Buschwindröschen, Rose, Lilie, Distel und Weißdorn. Ein gutes Beispiel ist der Dom in Naumburg mit seinen berühmten Pflanzengebilden aus Stein. Er gibt dem Wachsen und Blühen Ausdruck der lebendigen Kräfte der Natur. So getreu wurden die Pflanzen aus der Naumburger Umgebung nachgebildet, daß jedes einzelne Kapitell sich botanisch identifizieren läßt.

Symbole verhüllen und offenbaren gleichzeitig. Die Bilder in der Kirche aber teilen uns etwas mit. Heute ist aber der Mensch nicht mehr mit der Natur verbunden. Bei uns sprechen keine Stimmen mehr aus Stein, Erde, Pflanze und Tier zu den Menschen. Der Kontakt zur Natur ist verlorengegangen. Wir müssen aber fragen: Was bedeuten nun Gewürz- und Unkräuter, heimische Obstbäume und Sommerblumen in einer Kirche? Was haben sie uns zu sagen und warum erscheint uns die Malerei in der Kirche so zauberhaft?

Die farbenfrohe Blumendekore in der Hochstädter Kirche unterliegen ganz bestimmten Gesetzen, die eine lange mystisch-religiöse Vorgeschichte haben. Rot, die Farbe des Lebens, der Liebe, der Leidenschaft und des Feuers, wurde mit dem Blut christlicher Glaubenshelden verbunden. Die weiße Farbe ist ein Symbol für Reinheit und Unschuld. Goldgelb oder Ocker ist die Farbe der Sonne, des Reichtums und der Freude. Grün die Farbe der Unreife, der Hoffnung und der Frühlingsfreude. Schwarz in Kombination mit Gelb oder Schwarz mit Rot sind die kräftigen Farben des Teufels. Honorius von Autun brachte die Bedeutung einer dornigen Pflanze in Zusammenhang mit bestimmten menschlichen Eigenschaften: „Sie blüht sehr schnell, vertrocknet sehr schnell, sie sticht mit Stacheln. So blühen die Bösen schnell durch Reichtum, sie versiegen schnell an Tugenden, sie stechen mit bösen Sitten die Guten“.

Ihren eigentlichen Symbolwert erlangten die an die Kirchen gebundenen Gewächse aus einem anscheinend dem Kirchlichen weit entfernten Bereich der Volksmedizin. Es sind auch zum größten Teil Heilkräuter, die in Kathedralen abgebildet wurden. Einige Beispiele: Liebstöckel war gegen Halsschmerzen und Natterbiß, Haselstrauchfrüchte befreiten von Husten, die Zaunrübe (Bryonia) schützte gegen die Pest, Schlangen und Kröten. Beifuß vertrieb Fieber, Kopfschmerz und Schwindel. Die Haselgerte gab man Toten als Amulett mit ins Grab. Man hing auch die Zaunrübe an die Kirchendecke oder Beifuß über die Haustür, um bösen Geistern den Weg zu versperren.

Die Pflanzen in der Kirche waren auch für die Pfarrer gedacht. Körperliche Wehwehchen hinderten die volle Entfaltung des Gotteslobes. Das Tag und Nacht darzubringen war der Beruf des Geistlichen. Vor allem Dämonen brachten Krankheit und körperliche Gebrechen. Ihnen galt deshalb die eigentliche Sorge der mittelalterlichen Volksmedizin. Aus diesem Grund wurden die Pflanzen in der Kirche sehr getreu wiedergegeben.

Nur das getreue Bild der gegen sie gewachsenen Pflanzenwelt trieb die Dämonen wirklich zur Flucht. Albertus Magnus beschreibt die heimischen Pflanzen und die Gewächse aus fernen Ländern mit einer „Treue zum Detail und einer Kraft der Einfühlung in pflanzliches Wachstum, die ihre genaue Entsprechung in den Werken der Kirchenkünstler findet“.

In der Volkskunde kennt man Deckengehänge als Schutzmittel gegen „böse Mächte“. In einem niederdeutschen Kräuterbuch von 1520 heißt es: „Buchsbaum vertreibt den Teufel“. Johanniskraut an der Decke versprach Schutz gegen Blitzschlag.

Bäume und Sträucher, die trotz der winterlichen Kälte nicht ihre Blätter verloren, waren wichtige Mittel im Kampf gegen die Dämonen. Ihr winterliches Grün wies nicht an erster Stelle hin auf das Paradies, sondern auf die unerschöpfliche Lebenskraft der Natur, die man damals gegen Krankheit und Not zur Hilfe rief. Auch Fenster und Türen wurden geschmückt mit Immergrün-Symbolen. Ein Flechtknoten aus Astwerk sollte die bösen Geister in die Flucht jagen. Zusätzlich wurden sie mit frischem Grün dekoriert.

Die Pflanzen, die in der Kirche in Hochstadt gemalt sind, kamen früher überall vor. Sie sagen uns heute, daß die Natur damals noch völlig unberührt und intakt war. Pflanzen spielten eine große Rolle im Alltag, als Gewürz und in der Volksheilkunde. Viele von ihnen waren auch als Gift gefürchtet (Kornrade vergiftete das Brot). Der Maler war kein Biologe. Als Künstler nahm er sich die Freiheit, die Pflanzen zu malen, wie er sie sah. Besonders die Blätter hatten es ihm angetan. Er mußte auch seine Pflanzen um ein Vielfaches vergrößern und durfte sich nicht in Einzelheiten verlieren, damit sie noch sichtbar waren. Die Besucher der Kirche haben die Pflanzen bestimmt wiedererkannt und sich an den Wandmalereien erfreut. An wissenschaftlichen Feinheiten aber waren sie nicht besonders interessiert. Pflanzen waren für sie ein Teil der Schöpfung Gottes, ein Geschenk und auch eine Strafe für die Menschen.

VOM SINN DER MALEREIEN IN KIRCHEN:

Der Typ von Hallenkirche mit wuchtigem Satteldach und mächtigem Einzelturm zählt zu den reifsten Formen der insgesamt sehr vielfältigen spätgotischen Architektur. Die Kirche erhebt sie sich über alle anderen Gebäude. In dieser Zeit wird die gewölbte Decke zum mächtigsten Feld baukünstlerischer Bemühung. Aber geistliche Medizin paßte Anfang des 16. Jahrhunderts in Folge der „bürgerlichen Revolution“ nicht mehr in der Hallenkirche.

Man zog seine Nahrung um 1500 nicht mehr nur aus den Verheißungen des Glaubens und man zog das volle Verständnis des Lebens nicht mehr nur aus der Lehre der Kirche. Man fühlte sich eng mit der Natur verbunden. Von dort konnten auch Heil und Gesundheit kommen.

Im frühen Mittelalter waren die Kirchen nicht nur ein Haus, wo man Gott diente und dankte, um damit ins Paradies zu kommen, sondern sie war auch ein Ort, wo man sich wohl fühlte. Die Kirchendecken wurden mit Pflanzenmalereien geschmückt. Die Pflanzen stammten alle aus dem Bereiche der Volksmedizin. Malereien von Pflanzen dienten vor allem auch dazu, Dämonen zu verjagen, die Krankheit und Gebrechen brachten. Sollten sie es wagen in die Kirche einzudringen, sahen sie die naturgetreu abgebildeten Pflanzen und gingen in die Flucht.

Um die Malereien in der Kirche verstehen zu können, müssen wir „umdenken“. Nicht das christliche Symbol galt, sondern die naturgetreu abgebildete Pflanze. „Gottes flammende Zungen“ entpuppen sich dann als „Sonnenstrahlen vermischt mit Regentropfen“. Der Weinstock ist nicht Christussymbol, sondern „gibt neue Kraft und gutes Blut“. Ehrenpreis ist nicht mehr die „vera unica medicina“ (die wahre einzige Medizin), sondern eine Heilpflanze, die man im Wald sammelte. Nicht ein „Garten Eden“ wird dargestellt, nicht das heißersehnte „Paradies“ als Erlösung von Krankheit, sondern vielmehr ein botanischer Garten voll herrlicher Pflanzen aus Gottes Schöpfung, die Mann, Frau, Kind und Vieh gesund erhielten und „böse Mächte“ aus dem Dorf herausjagten.

DEKORATIONEN UND FARBKOMBINATIONEN DER SANDSTEINBÖGEN:

Die Kirchenbauten wurden durch die Jahrhunderte auch von außen beeinflusst. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts gab es Kontakte zu Westeuropa, Burgund, Ile-de-France, Rheinland, Hessen und Westfalen. Dieser Einfluß geht zurück auf das Wirken der großen Mönchsorden. Mit dem Aufblühen von Böhmen und Schlesien im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts wird das Imperium Karls IV. zum wirtschaftlichen und kulturellen Anziehungspunkt für die Kirchenkünstler. Im 14. und 15. Jahrhundert kommt der Einfluß von Südosteuropa, im 16. und 17. Jahrhundert von Italien, Frankreich und den Niederlanden. Im 18. Jahrhundert kommt der rheinisch-fränkische Barock. Stets aber sind die stilistischen Beziehungen nicht nur ästhetischer Art, sie sind auch Ausdruck realer Machtfaktoren.

In der Kirche von Hochstadt finden wir an den Sandsteinbögen eine typische Frankenstreifenmalerei mit Streifen und Punkten. Man findet sie in ganz Deutschland in verschiedenen Farbkombinationen. In Norddeutschland sind die Kombinationen gelb-rot und blau-grün-grau üblich, in Franken rot-weiß-blau, in der Oberpfalz blau-weiß-gelb und in Ostdeutschland grün, rot und schwarz-weiß und ocker. Da in Hochstadt die letzte Kombination vorherrscht, könnte man vermuten, daß der Wandmaler aus Ostdeutschland stammte oder von dort aus beeinflusst wurde oder dort sein Fach gelernt hat.

In der ganzen Kirche finden sich Ornamente, die gewöhnlich als Feuerflammen gedeutet werden. In der christlichen Symbolik haben Flammen in der Gestalt von Zungen eine erleuchtende, reinigende, erneuernde und fruchtbar machende Wirkung. Doch eher handelt es sich hier um eine Darstellung der Sonne und ihrer Strahlen. In der christlichen Kunst des Mittelalters tauchte die Sonne sehr selten auf, etwa bei der Kreuzigung Christi: Da verhüllt sie ihr Haupt in Trauer und verweigert den Schein. Die Sonne ist unsterblich, geht jeden Morgen auf und verschwindet jeden Abend hinter dem Horizont.

Die Sonne ist Quelle des Lichts, der Wärme, des Lebens, der Photosynthese und des Pflanzenwachstums. Die Sonne kann auch zerstören, Erde und Pflanzen austrocknen, wenn es nicht regnet.

Die Menschen, die ihre Existenz täglich neu der Natur abzurufen hatten wie die Bauern, „verwirklichten in der Zeit um 1500 den Christusbezug des Kirchengebäudes in einer mythologischen Gesamtvorstellung naturhafter Art“. Könnte man im Chorraum noch überlegen, ob es Flammenzungen oder Sonnenstrahlen sind, wird man eines Besseren belehrt im Mittelschiff, wo Sonnenstrahlen sich abwechseln mit Regentropfen. Die geraden oder geschlängelten „Flammen“ in der Hochstädter Kirche sind also in Wirklichkeit Sonnenstrahlen mit Regentropfen.

MALEREIEN IM MITTELSCHIFF

Erstes Joch: Akelei

Im Schlußstein des ersten Jochs findet sich das Wappen von Hanau, umgeben von Pflanzen.

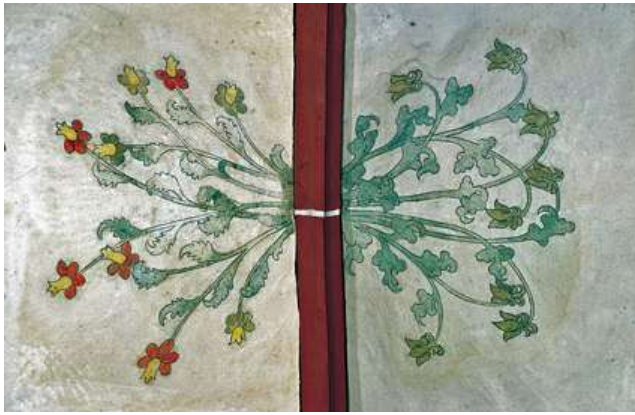


Hier ist die AKELEI (*aquilegia vulgaris*) dargestellt, ein Hahnenfußgewächs. Die 30 bis 60 Zentimeter hohe Staude ist verzweigt. Die obersten Blätter sind dreilappig und sitzend, die unteren sind doppelt dreiteilig gefiedert und haben lange Stiele. Die Blüte ist nickend und hat blumenblattartig entwickelte Nektarblätter, deren fünf Sporne bogig verlaufen und an der Spitze hakenförmig gekrümmt sind. Die Pflanze blüht in den Monaten Juni bis August. Die Farbe der Blüte ist violett, rosa oder weiß. Akelei kommt auf Kalk vor und wächst in lichten Laubwäldern, am Waldrand, an steinigen Hängen, auch auf Wiesen. In Hochstadt findet sie sich nicht mehr wild, die Art steht auf der „roten Liste“. Bei den Germanen war die Heilpflanze der Göttermutter Frigga geweiht. Sie erscheint häufig auf Bildern des Christgeburts-Zyklus und weist auf Maria als Gottesmutter hin.



Auch am Übergang zum zweiten Joch ist die Akelei dargestellt, und zwar auf der Seite nach dem Chorraum zu stilisiert, nach der Orgel hin mehr nach der Natur: Die Blüte hat eine nickende Form und die Blätter sind nach drei Seiten ausgebreitet. Die vier grünen Blätter unter dem Blütenkelch sind schmal und spitz.





Auf der anderen Seite des Jochs dagegen in Richtung Chorraum hat der Maler seine Phantasie walten lassen. Es könnte sogar sein, daß er hier und am Schlußstein den Schlafmohn hat darstellen wollen (*papaver somniferum*), dessen Blüten zu einer Frucht mit einer sehr große Porenkapsel wird, die eiförmig, kugelig oder lang und schmal ist und die sich an der Spitze mit Löchern öffnet, aber oft auch geschlossen bleibt. Der Same ist ohne Anhängsel, weiß bis schwarz.

Es handelt sich hier aber nicht um die Rote Heckenkirsche (*Lonicera xylosteum*), wie Feldmann angibt. Diese ist ein Geißblattgewächs, mit breiten, elliptisch, spitz und kurz gestielten Blättern (nicht stengelumfassend). Es hat röhrenförmige und zweilippige Blüten, die aus der Röhre wachsen, die auf dem Stengel aufsitzt. Dieser ein bis zwei Meter hohe Strauch findet sich zum Beispiel am Rand der Hartig.

In den Scheidbögen zu den Seitenschiffen hin sind Sonnenstrahlen dargestellt:



Zweites Joch: Ruprechtskraut

Das Mitteljoch zeigt einen mäßig weiten, zu öffnenden Ringschlußstein mit 70 Zentimeter Durchmesser. In ihm befindet sich eine Öffnung, die vielleicht zum Hochziehen einer „himmelfahrenden“ Christusstatue diente. Im Jahre 1994 wurde hier ein Kronleuchter aufgehängt, der die Malerei erst richtig ausleuchtet.



Dargestellt ist hier das RUPRECHTSKRAUT (*geranium robertianum*). Die Pflanze ist ein Storchschnabelgewächs. Sie ist einjährig und wird 20 bis 50 Zentimeter hoch. Sie gilt als „unausrottbares Unkraut“, riecht unangenehm, wird aber dennoch auch „Gottesgnadenkraut“ genannt.



Ruprechtskraut



(Bild: Stiftung Naturschutz Hamburg)

Die Blätter sind tiefhandförmig Blättern, gelappt oder geteilt und haben Nebenblätter; im Herbst verfärben sie sich rot. Die Blüten sind fünfzählig mit borstiger Spitze. Die Frucht hat meist einen langen geraden oder gedrehten Schnabel, es handelt sich um Schleuderfrüchte.

In der Kirche ist die Pflanze im Wesentlichen richtig wiedergegeben, nur die Schleuderfrüchte sind eher wie „Engelsflügel“ dargestellt. Die Pflanze wächst im Wald und an schattigen Stellen an Mauern und Felsen, auch in Hochstadt. Die Heilpflanze enthält ätherische Öle, Gerb- und Bitterstoffe. Sie hilft als Tee bei Durchfall und Ohrenschmerzen, bei Magen- und Darmkatarrh und Gicht.



In den Scheidbögen zu den Seitenschiffen hin sind Sonnenstrahlen mit Regentropfen dargestellt

An der Westseite des zweiten Jochs ist WIESEN-LÖWENZAHN (*taraxacum officinale*) gemalt. Der Löwenzahn ist eine 5 bis 40 Zentimeter hohe formenreiche Staude. Die Blätter sind länglich bis verkehrt-lanzettlich, grob gezähnt und buchtig eingeschnitten und stehen in einer Grundrosette. Die Blüten stehen einzeln auf einem hohlen Stengel, der Pappus ist schirmförmig. Löwenzahn findet sich auf Grünland und auf Unkrautfluren. Als Heilpflanze wurde er verwendet bei Augenentzündungen, unreiner Haut, Gallenleiden, Nierenleiden, Hämorrhoiden und Zuckerkrankheit. Die Löwenzahnwurzeln dienten als Kaffee-Ersatz. Der Löwenzahn hat blutreinigende Wirkung. Er wurde auch gern in der Küche verwendet und mit ausgebackenem Speck gegessen.





Löwenzahn in der Natur

Drittes Joch:

Das östliche Joch hat einen Schlußstein mit Flammenornamenten, aber ein Wappen fehlt. Hier wurden auch nicht alle Bereiche der Decke freigelegt, weil der Blick von unten wegen der Orgel sowieso nicht die gesamte Fläche erfassen kann.

